

Amthcher Anzeiger der Staats-, Gerichts- und Communal-Behörden.
Ingleich Organ für die Bekanntmachungen des Kreis Ausschusses des Obertaunnuskreises.

Nr. 37.

Bad Homburg v. d. G., Dienstag, den 4. März

1916

Bekanntmachung

über die Bornahe einer Viehwisenzählung am
15. April 1916. Vom 23. März 1916.

Der Bundesrat hat auf Grund des § 3 des Gesetzes über die Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen usw. vom 4. August 1914 (Reichs-Gesetzbl. S. 327) folgende Verordnung erlassen:

§ 1.

Am 15. April 1916 findet eine Viehwisenzählung statt. Die Zählung erstreckt sich auf Rindvieh, Schafe und Schweine. Sie erfolgt nach Maßgabe des beiliegenden Erhebungsmusters.

§ 2.

Die Landeszentralbehörden erlassen die Bestimmungen zur Ausführung dieser Verordnung. Sie sind befugt, weitergehende Erhebungen anzustellen.

§ 3.

Dem Kaiserlichen Statistischen Amte ist nach beiliegendem Zusammenstellungsmuster eine vorläufige, sämtliche Unterabteilungen des Zusammenstellungsmusters enthaltende Uebersicht der Zählungsergebnisse nebst den von den Bundesstaaten erlassenen Ausführungsvorschriften bis zum 1. Mai 1916, die endgültige Zusammenstellung bis zum 1. Juni 1916 einzusenden.

§ 4.

Wer vorsätzlich eine Anzeige, zu der er auf Grund dieser Verordnung oder der nach § 2 erlassenen Bestimmungen aufgefordert wird, nicht erstattet oder wesentlich unrichtige oder unvollständige Angaben macht, wird mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu zehntausend Mark bestraft; auch kann Vieh, dessen Vorhandensein verschwiegen worden ist, im Urteil für dem Staate verfallen erklärt werden.

§ 5.

Diese Verordnung tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft.

Berlin, den 23. März 1916.

Der Stellvertreter des Reichskanzlers.
Debrü.

Bekanntmachung

über die Aenderung des Gesetzes, betreffend Höchstpreise, und der Verordnung gegen übermäßige Preissteigerung.
Vom 23. März 1916.

Der Bundesrat hat auf Grund des § 3 des Gesetzes über die Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen usw. vom 4. August 1914 (Reichs-Gesetzbl. S. 327) folgende Verordnung erlassen:

Artikel I

§ 6 des Gesetzes, betreffend Höchstpreise, vom 4. August 1914 in der Fassung vom 17. Dezember 1914, ergänzt durch § 6 der Verordnung vom 23. September 1915 (Reichs-Gesetzbl. 1914 S. 339, 516; 1915 S. 603) erhält folgende Fassung:

Mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu zehntausend Mark oder mit einer dieser Strafen wird bestraft:

1. wer die nach § 1 festgesetzten Höchstpreise überschreitet;
2. wer einen anderen zum Abschluß eines Vertrages auf-

fordert, durch den die Höchstpreise überschritten werden, oder sich zu einem solchen Vertrag erbietet;

3. wer einen Gegenstand, der von einer Aufforderung (§§ 2, 3) betroffen ist, beiseiteschafft, beschädigt oder zerstört;
4. wer der Aufforderung der zuständigen Behörde zum Verkaufe von Gegenständen, für die Höchstpreise festgesetzt sind (§ 4), nicht nachkommt;
5. wer Vorräte an Gegenständen, für die Höchstpreise festgesetzt sind, dem zuständigen Beamten gegenüber verheimlicht;
6. wer den nach § 5 erlassenen Ausführungsbestimmungen zuwiderhandelt.

Bei vorsächlichen Zuwiderhandlungen gegen Nr. 1 oder 2 ist die Geldstrafe mindestens auf das Doppelte des Betrags zu bemessen, um den der Höchstpreis überschritten worden ist oder in den Fällen der Nr. 2 überschritten werden sollte; übersteigt der Mindestbetrag zehntausend Mark, so ist auf ihn zu erkennen. Im Falle mildernder Umstände kann die Geldstrafe bis auf die Hälfte des Mindestbetrags ermäßigt werden.

Bei Zuwiderhandlungen gegen Nr. 1 und 2 kann neben der Strafe angeordnet werden, daß die Verurteilung auf Kosten des Schuldigen öffentlich bekanntzumachen ist; auch kann neben Gefängnisstrafe auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.

Artikel II

§§ 5 und 6 der Verordnung gegen übermäßige Preissteigerung vom 23. Juli/22. August 1915, ergänzt durch § 7 der Verordnung vom 23. September 1915 (Reichs-Gesetzbl. S. 467, 514, 603), erhalten folgende Fassung:

§ 5.

Mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu zehntausend Mark oder mit einer dieser Strafen wird bestraft:

1. wer für Gegenstände des täglichen Bedarfs, insbesondere für Nahrungs- und Futtermittel aller Art, für rohe Naturerzeugnisse, Heiz- und Leuchtstoffe sowie für Gegenstände des Kriegsbedarfs Preise fordert, die unter Berücksichtigung der gesamten Verhältnisse, insbesondere der Marktlage, einen übermäßigen Gewinn enthalten, oder wer solche Preise sich oder einem anderen gewähren oder versprechen läßt;
2. wer Gegenstände der unter Nr. 1 bezeichneten Art, die von ihm zur Veräußerung erzeugt oder erworben sind, zurückhält, um durch ihre Veräußerung einen übermäßigen Gewinn zu erzielen;
3. wer, um den Preis für Gegenstände der unter Nr. 1 bezeichneten Art zu steigern, Vorräte vernichtet, ihre Erzeugung oder den Handel mit ihnen einschränkt oder andere unlautere Machenschaften vornimmt;
4. wer an einer Verabredung oder Verbindung teilnimmt die eine Handlung der in Nr. 1 bis 3 bezeichneten Art zum Zwecke hat;
5. wer zu Handlungen der in Nr. 1 bis 3 bezeichneten Art auffordert, anreizt oder sich zu Handlungen solcher Art erbietet, soweit nicht nach den bestehenden Gesetzen eine höhere Strafe verwirkt ist.

Bei vorsächlichen Zuwiderhandlungen gegen Nr. 1 ist die Geldstrafe mindestens auf das Doppelte des übermäßi-

der Handlung kann die Höchstzahl der auf die Hälfte des Mindestbetrags ermäßigt werden.

Neben der Strafe kann auf Eingziehung der Vorräte erkannt werden, auf die sich die strafbare Handlung bezieht ohne Unterschied, ob sie dem Verurteilten gehören oder nicht. Neben Gefängnisstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.

Neben der Strafe kann ferner angeordnet werden, daß die Verurteilung auf Kosten des Schuldigen öffentlich bekanntzumachen ist.

§ 6.

Die Verordnung tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft. Die Vorschriften der §§ 1 bis 4 finden keine Anwendung, soweit Höchstpreise bestehen.

Der Reichskanzler bestimmt den Zeitpunkt der Außerkrafttretens.

Artikel III

Diese Verordnung tritt am 1. April 1916 in Kraft.

Berlin, den 23. März 1916.

Der Stellvertreter des Reichskanzlers.

Delbrück.

Bad Homburg v. d. H., den 3. April 1916.

Wird veröffentlicht.

Der Königliche Landrat.

J. B. v. Bernus.

Berlin, den 17. März 1916.

Zuckerrüben-Anbau zur Spiritusgewinnung und Sparsamkeit beim Auspflanzen der Kartoffeln.

Veröffentlichung des Preuß Landwirtschaftsministeriums.

Die Beforgnis, daß die Kartoffelbestände für die Zwecke der Saat und der Ernährung in den letzten Monaten vor der Ernte nicht ausreichen würden, hat sich im vergangenen Jahr glücklicherweise nicht bewahrheitet. Trotz der im ganzen befriedigenden Ernte sehen wir uns dagegen in diesem Jahre bei den zunehmenden Ansprüchen, die an die Kartoffelvorräte gestellt worden sind, zur äußersten Sparsamkeit genötigt, um auf jeden Fall das zur Ernährung der Bevölkerung erforderliche Quantum sicher zu stellen.

Schon in dem Rundschreiben vom 29. März 1915 ist darauf hingewiesen, daß es sich empfiehlt, Zuckerrüben für Brennereizwecke anzubauen. Im verflossenen Jahr ist das auch in beträchtlichem Umfang geschehen. In diesem Jahre sollten in noch verstärktem Umfang Zuckerrüben für Brennereizwecke angebaut werden. Schon die Preisverhältnisse weisen darauf hin, Saatkartoffeln sind teuer und schwer zu beschaffen, die Aussaat für Zuckerrüben ist also sehr viel billiger und auch die Beschaffung des Samens macht keinerlei Schwierigkeiten. Hierbei handelt es sich aber um den Anbau solcher Zuckerrüben, die nicht für die Verarbeitung auf Zucker bestimmt sind.

In dem Rundschreiben vom 17. Dezember 1915 wegen Verstärkung des Zuckerrübenbaues ist nachdrücklich darauf hingewiesen worden, daß wir zur Erzeugung der zur Volksernährung nötigen Zuckermenge nicht nur die zu Friedenszeiten übliche Fläche mit Zuckerrüben anbauen müssen sondern daß es im Allgemein-Interesse liegt, diese Fläche so weit als irgend möglich zu vergrößern. Kein Morgen Zuckerrüben darf also der Zuckergewinnung entzogen werden. Aber die Brennereibetriebe, die früher keine Zuckerrüben gebaut haben, die auch gar keine Rüben zur Zuckergewinnung abliefern können, weil Zuckerrüben in erreichbarer Lage nicht vorhanden sind, verfügen vielfach über Böden, auf denen Zuckerrüben gedeihen, und von dieser Möglichkeit sollte in diesem Jahre zur Schonung der Kartoffelbestände im weitesten Umfang Gebrauch gemacht werden.

Auch bei der Aussaat der Kartoffeln wird möglichst

geschrittenen Jahren das Zerschneiden schon in dem Landwirt bekannt. Aber die Arbeit ist in der dringenden Beststellungszeit unbequem, und wenn die vorhandene Saat ausreicht, vermeidet man gern diese Mehrarbeit. Bei den heutigen Preisen wird das Zerschneiden der großen Knollen gewiß lohnen, im Interesse der Schonung des Gesamtbestandes sollten daher überall dort die Saatkartoffeln zerschnitten werden, wo nur ungewöhnlich große Knollen zur Verfügung stehen. Bereits in dem oben angeführten Rundschreiben ist berechnet worden, daß bei entsprechender Sparsamkeit bei der Aussaat im ganzen Reich leicht eine Menge von 1 750 000 Tonnen oder 35 000 000 Zentner Kartoffeln gespart werden können. Das Verfahren des Zerschneidens der Saatknochen ist jedem Landwirt geläufig, da sich aber in der Kriegszeit auch nicht Landwirte mit Kartoffelpflanzen befassen, erscheinen einige Fingerzeige nach dieser Richtung angezeigt. Die Kartoffel ist ein zusammengedrückter unterirdischer Stammteil. Am unteren, dem sogenannten Nabelende findet sich die Nabelnarbe, d. h. die Stelle, an der die Knolle an den unterirdischen Kriechtrieb angewachsen war. Am anderen Ende, der Spitze oder Krone, sitzen in großer Zahl die triebkräftigen Augen der Knolle. Wenn man also beide Schnitt-Teile zur Saat verwenden will oder muß, schneidet man vom Kronenende nach dem Nabelende zu. Will man nur die eine Hälfte zur Saat verwenden, schneidet man dazu das Kronenende ab und verwendet das Nabelende zu wirtschaftlichen Zwecken. Will man noch mehr teilen, was bei besonders wertvoller Saat möglich ist, so muß man darauf achten, daß an jedem Teilstück mindestens ein Auge sich befindet. Wenn man einige Tage vor dem Auslegen schneidet, überziehen sich die Schnittflächen noch vor dem Auslegen mit Wundfark, der sie vor Fäulnis schützt. Die mit den Schnittflächen nach unten ausgelegten Teilstücke können aber auch unmittelbar nach dem Zerschneiden ausgelegt werden. Auf allen feuchten, trockenen und warmen Böden ist das Schneiden unbedenklich, nur auf ganz schweren und feuchten Böden besteht die Gefahr, daß einzelne Schnittstücke in Fäulnis übergehen und nicht keimen.

Die Landwirtschaftskammer für die Provinz Pommern hat ein mit Abbildungen versehenes Flugblatt über das Zerschneiden der Saatkartoffeln herausgegeben und in zahlreichen Exemplaren verbreitet, auf das an dieser Stelle besonders hingewiesen wird.

Berlin, den 17. März 1916.

Hederichbekämpfung zur Steigerung der Hafer-Erträge.

Veröffentlichung des Preuß Landwirtschaftsministeriums.

Bereits im vorigen Jahre war als Folge unzureichender Arbeitskräfte eine stärkere Verunkrautung der Felder bemerkbar. Auch in diesem Frühjahr werden vielfach die Arbeitskräfte zum Hacken oder rechtzeitigen Eggen der Saatsfelder fehlen. Es ist daher erneut auf die bewährte Bekämpfungsmethode des Hederichs in Gerste und Hafer durch Bespritzen mit Eisenvitriol hinzuweisen. In den letzten Jahren vor dem Kriege wurde ein großer Teil der Eisenvitriolerzeugung Deutschlands für die Bekämpfung des Hederichs verwendet. Die Bespritzung mit Eisenvitriollösung vernichtet den Hederich und schadet dem Getreide nicht. Da Eisenvitriol in ausreichender Menge voraussichtlich nicht zur Verfügung steht, ist auf die Verwendung von fein gemahlenem Rainit hinzuweisen, welcher der besseren Streubarkeit wegen mit Kieselgur vermischt wird. Der Rainit wird frühmorgens im Tau in einer Menge von fünf Zentner auf den Morgen ausgestreut. Wenn die Kosten durch Verwendung dieser Menge auch etwas höher als früher bei Verwendung des Eisenvitriols sind, so ist doch zugleich eine erhebliche Kalidüngung damit verbunden. Da auch die Kalibeschaffung durch die Kriegsverhältnisse erschwert ist, empfiehlt sich frühzeitige Bestellung des Rainits.

Abgabe von Fleischkonserven und Eiern in den städtischen Verkaufsstellen.

Vom 5. ds. Mts. an werden Fleischkonserven im Laden Ludwigstraße nur noch gegen Vorlage der Bezugskarte für Lebensmittel abgegeben. Die Preise sind, wie folgt, festgesetzt:

a) Für Schweinefleisch

- 1) für Einwohner, welche bis zu 31 Mk. Staatseinkommensteuer einschl. veranlagt sind, 1,40 Mk. für die Dose wie bisher
- 2) für alle übrigen Einwohner 1,70 Mk. für die Dose

b) für Rindergoulasch

- 1) für Einwohner, welche bis zu 31 Mk. Einkommensteuer einschl. veranlagt sind, 1,30 Mk. für die Dose wie bisher
- 2) für alle übrigen Einwohner 1,60 Mk. für die Dose

Die Preise für die übrigen Fleischkonserven: Leber- und Blutwurst bleiben unverändert. Die Abgabe wird dahin beschränkt, daß Einzelpersonen und Familien bis 2 Personen 1 Dose, Familien mit mehr Köpfen für je 2 Personen 1 Dose erhalten. Ist die Zahl der Haushaltsangehörigen nicht durch 2 teilbar, so wird für die übrig bleibende eine Person eine weitere Dose verabfolgt.

Mit dem gleichen Zeitpunkt gelangen im Laden im Rathaus Eier an Einwohner, welche bis zu 31 Mk. Einkommensteuer zahlen, zum Preise von 13 Pfg. für das Stück zum Verkauf. Mehr als 10 Stück werden in einer Woche an einen Haushalt nicht abgegeben. Der Steuerzettel ist bei jedesmaligem Bezuge vorzulegen.

Bad Homburg v. d. H., den 4. April 1916.

Der Magistrat.

Milchuntersuchung

von 12 Proben hat am 31. März cr. stattgefunden und folgendes Ergebnis gezeigt:

a. Vollmilch, runde Kannen:

Nr.	1.	Mahr, Peter, Hier	3,50%
"	2.	Hett, Heinrich, "	3,10%
"	3.	Kosler, Karl, Oberstedten	2,50%
"	4.	Stern, Bernhard Hier	3,60%
"	5.	Rühl, Karl, Bonzenheim	3,00%
"	6.	Wächtershäuser, Karl, "	3,00%
"	7.	Imstädter, Jean	3,60%
"	8.	Wächtershäuser, Karl 4., Obereschbach	3,50%
"	9.	Schierbrand, Christian, Hier	4,50%
"	10.	Wagner, Jakob, "	3,70%
"	11.	Laupus, Adolf, Obereschbach	3,70%
"	12.	Himmelreich, Robert, Obereschbach	3,80%

Nach der Homburger Milchverkehrsordnung muß der Fettgehalt einer Vollmilch mindestens 3% betragen, andernfalls dieselbe als Magermilch angesehen wird. Daß der Fettgehalt einer Vollmilch von 3% erreicht werden kann, zeigen die oben mit einem Sternchen versehenen Ziffern.

Bad Homburg v. d. Höhe, den 3. April 1916.

Polizeiverwaltung.

Kurhaustheater Bad Homburg v. d.

Direktion: Adalbert Steffter.

Donnerstag, den 6. April 1916, abends 7¹/₂ Uhr
23. Vorstellung im Abonnement.

Flachsmann als Erzieh

Komödie in drei Aufzügen von Otto Ernst.
Leiter der Aufführung: Friedrich Schuhmann.

Personen:

Jürgen, Heinrich Flachsmann, Oberlehrer an einer Knaben-
volksschule.

Jan Flemming	.	.	.	.	Friedrich Sch.
Bernhard Vogelsang	.	.	.	.	Paul Wiese.
Carsten Diercks	.	.	.	.	Martin Haas.
Emil Weidenbaum	.	.	.	.	Otto Onken.
Claus Riemann	.	.	.	.	Alfred Lux.
Franz Römer	.	.	.	.	Fritz Möller.
Betty Sturhahn	.	.	.	.	Wilhelm Cr.
Gisa Holm	.	.	.	.	Therese Wal.
Negendank, Schuldienner bei Flachsmann	.	.	.	.	Margarethe W.
Prof. Dr. Prell, Regierungsschulrat	.	.	.	.	Hans Imhof.
Frau Dörmann	.	.	.	.	Adolf Wiesne
Max, ihr Söhnchen	.	.	.	.	Eva Wendlan
Frau Biesendahl	.	.	.	.	.
Alfred, ihr Sohn	.	.	.	.	Vera Wiesne
Robert Pfeiffer	.	.	.	.	Franzi Duon
					Marta Möller

Ort der Handlung: Eine kleinere Provinzialstadt. — Zeit: Gegenwart.
Zwischen den Aufzügen liegen Zeiträume von je 14 Tagen.
Pause nach dem 1. Akt.

Preise der Plätze:

Ein Platz Proszeniumsloge 3.00 Mk.
I. Rangloge 2.50 Mk. — Parquetloge 2.00 Mk. — Sperrsitz 2.00 Mk. —
loge 1.20 Mk. — Stehplatz 1.20 Mk. — III. Rang reserviert 70 Pfg. — Gallerie

Militär Ermässigung

Vorverkauf auf dem

Kassenöffnung 7 — Anfang 7¹/₂ — Ende 10 gegen Uhr

Die Holzversteigerung

im Kirdorfer Markwald vom 28.

März ds. Js. ist genehmigt.

Bad Homburg v. d. Höhe,

den 30. März 1916.

Der Magistrat II.

Feigen.

4-Zimmerwohn

nebst Zubehör im ersten Stock sofort
mieten.

Bonifensstraße

Zwei schöne

möblierte Zimmer

mit und ohne Küche, sowie auch
mer mit elektrischem Licht, Gas,
fort billig abzugeben.

Dorotheenstraße

Unsere innigstgeliebte, herzensgute und treubesorgte

Frau Else Merle geborene Hückmann

wurde uns durch den unerbittlichen Tod entrissen. Gestern Abend ist sie, nach längerem, geduldig ertragenen Leiden, sanft verschieden.

In herbstem Schmerz und tiefer Trauer bitten um stille Teilnahme

Bad Homburg v. d. H., den 4. April 1916.

Familie Carl Merle,

Familie Jacob Hückmann,

Familie Wilhelm Merle.

Die Beerdigung findet statt vom Sterbehaus Dorotheenstrasse Nr. 41 aus, am Donnerstag den 6. d. Mts. nachm. 3 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Von Beileidsbesuchen und Blumenspenden bittet man absehen zu wollen.

10—15 Wagen

Reifen- und Holzschuhe

gutes Düngermittel, billig

Friedrichsdorfer Zwiebackfabrik.

Henry Pauly.

Schöne 5 Zimmerwohnung

mit Küche und Zubehör, Eingang Dorotheen-
strasse preiswert per 1. Juli zu vermieten.

Näheres zu erfragen Thomastr. 12 part.

Gut möbliertes

Wohn- und Schlafzimmer

zu vermieten evtl. auch geteilt. Elektr. Licht,
Bad. Ferdinandsanlage 19b. part.

Nähe des Bahnhofs

größere Stallungen mit allem Zubehör auch
zu Lagerräumen sehr geeignet

zu vermieten.

Jean Kofler.

Ferdinands-Anlage 21. Telefon 333

Schöne gr. 2-Zimmerwohnung,

Vorplatz und sonst. Zubehör an ruhige Leute
— M. 25.— monatlich — zu vermieten.

Gg. Reinhard, Louisenstr. 38 I.

Leichte Fahren

werden schnell und billigst
besorgt.

Pfaffenbach.

Ein

Einspanner-Kastenwagen

für zwei leichte Pferde zu kaufen gesucht.

Näheres bei Becker, Hüttenmühle be
Ober-Giesbach.

Visbethas Glück.

Roman von H. Gaber.

(Fortsetzung.)

Da glaubte sie plötzlich eine bekannte Stimme zu hören: „Sonst noch was gefällig? — Bitte sehr. — Danke sehr!“ Und nun lachte sie und streckte ihm ungeniert in heller Freude die Hand hin. Das war ja der Kaufmann an der Ecke der Straße, wo sie wohnte. „Nein, Herr Buchner, ist die Welt doch klein! Da sitzt man nun hier mutterseelenallein inmitten einer Menge fremder Gesichter und denkt an die Heimat, und plötzlich steht ein Stück Heimat vor einem!“

„Und was für eines!“ sagte er gutgelaunt.

Sie nickte, noch immer lachend, und blickte an seiner hohen Gestalt hinauf, die breit und wichtig neben ihr einporragte. Und über dem stattlichen Bau der in hellgegrünem Tennisstoff steckenden Glieder sah sie ein bartumrahmtes, vollwanges Antlitz, das aus dunklen, ehrlichen Augen auf sie niederschaut. Und seltsam: so sehr sie sich noch vor wenigen Minuten über ihr Unbekanntsein hier gefreut hatte, jetzt war es ihr plötzlich, als habe sie auf den Mann gewartet, als sei jetzt erst der Zweck ihrer Reise erfüllt.

„Sie bringen schlechtes Wetter mit!“ sagte sie neckend und deutete nach den regenumrauschten Fenstern. „Wenn das so fortgeht, kriegen wir noch eine Ueberdörmung!“

Er seufzte. „Und trotz alledem hält man doch aus, in der Hoffnung auf baldige Wendung. Es sind ja schon viele abgereist. Ich konnte mich dazu nicht entschließen. Ich gehe nicht eher, als bis mir die See nochmals zugehört hat.“

Sie rückte einen Stuhl zurecht und bat ihn mit leichter Handbewegung, Platz zu nehmen. Er verneigte sich dankend, hing Mütze und Mantel an einen Nagel und setzte sich ihr gegenüber.

„Ihr Mantel sieht ja ganz trocken aus!“ bemerkte sie. „Als ob Sie noch gar nicht draußen gewesen seien heute. Stimmt das?“

Er bejahte. Er sei nur ein paar mal ums Haus herumgelaufen, denn er wohne hier. Aber nachher wolle er doch einen Ausgang machen, und er bäte sie, mitzukommen. Sie habe keinen Mantel hier? Oh, er besitze ein wasserdichtes Lodencape, wie es von Herren und Damen getragen werde: das wolle er ihr gern leihen. Dann müßte sie die Kapuze über den Kopf ziehen — so könne sie mitten durch die See marschieren, ohne feucht zu werden.

Visbetha nickte strahlend. Ihre gute Laune wuchs von Minute zu Minute. Sie stieß mit Buchner an und ließ den Regen leben, der sie zueinander geführt habe, denn ohne ihn hätten sie sich vielleicht kaum zu Gesicht bekommen. Wie lange er wohl schon hier wohne?

Er sagte, daß er vor zwei Wochen eingetroffen sei und erst im Strandhotel gewohnt habe. Dort sei es ihm aber auf die Dauer zu geräuschvoll geworden. „Ich bin überhaupt ein unsteter Mensch.“ Fräulein Brendelius. „Kann's nicht lange aushalten auf einer Stelle, muß bald wieder wechseln. Immer was anderes; ich suche und suche und weiß nicht was!“

„Sind Sie denn nicht verheiratet?“ entfuhr es Visbetha. Sie errötete dabei heftig, denn das Taktlose der Frage ward ihr sofort klar, und sie hätte nun alles gern darum gegeben, wenn sie sie hätte ungesprochen machen können.

Ein leichtes Lächeln zuckte um seine Mundwinkel. Er strich mit der kräftigen, etwas geröteten Hand über das Bart und sah einige Sekunden lang sinnend zu Visbetha hinüber. „Verheiratet? Nein — leider nein, werter Fräulein. Sehen Sie, darum steht eben auch in mir die Unruhe, die Unzufriedenheit, weil ich eben nur ein halber Mensch bin sozusagen, denn die Frau ist doch allemal die bessere Hälfte — nicht wahr?“ Er lachte kurz auf und fuhr dann, nach einer kleinen Pause, leise und eindringlich fort: „Sehen Sie, ich habe auch gar keine Bekanntschaften, gar keine Gelegenheit, Damen kennen zu lernen. Wenn man so den ganzen Tag im Geschäft ist, wann soll man denn dann Besuche machen? Und außerdem ist es wirklich nicht leicht für unsereinen, überhaupt eine Frau zu finden. Bei Damen gibt's viele, aber wie selten ist eine richtige Frau darunter. Eine, die das Leben kennt, die nicht nur für sich lebt, sondern auch für andere, die arbeiten kann und zu rechnen versteht, und doch auch so gebildet ist, um einem abends auf andere Gedanken bringen zu können! Au Fräulein Brendelius, manchmal schon ist mir der Mut gesunken. Stelle ich denn wirklich zu hohe Ansprüche? Was meinen Sie, wüßten Sie wohl eine Frau für mich?“

Nun errötete sie wieder, aber dann blickte sie ihm ganz frei und ehrlich in die Augen. „Ja, es gibt solche Frauen!“ Sie konnte es nicht hindern, daß ihre Stimme bebte, und daß in ihren Worten ein warmer Ton mitsang, der die innerste Erregung ihres Herzens verriet. „Schauen Sie sich nur ein wenig um, vielleicht haben Sie eine solche ganz in der Nähe!“

„In der Nähe?“ wiederholte er sinnend und ließ sein Auge prüfend auf Visbetha weichen. „Ja, Sie haben so viel Herzensgüte und Einfalt sprachen. Er wachte, daß sie vermögend geworden war, daß sie aus guter Familie stammte und auf arbeitsreiche, mühselige Jahre zurückblickte. Warum also zaudern? Solch eine Gelegenheit würde ihm kaum wieder geboten. Wenn er wollte, wenn er sich nur ein ganz klein wenig Mühe gab, konnte er hier auf bequemsten Wege zu einer Frau gelangen. Und er wollte!“

Mit einer raschen Bewegung erhob er sich, straffte die Gelenke und empfand es wie eine lieblosende Wohlthat, als Visbethas warmer Blick an seiner Gestalt emporstiege und dann an seinem Auge haften blieb. Da reichte er ihr die Hand und legte die andere wie schützend über ihre schmalen Finger. „Nun gehen wir aber ein wenig hinaus! Es regnet fast gar nicht mehr, und die reine Luft wird uns beiden gut tun.“

Er sagte das so bestimmt, als habe er schon Rechte an sie. Und sie neigte den Kopf und war mit allem einverstanden, was er bestimmte.

So schritten sie durch die Parkanlagen, und Visbetha zog das Lodencape, das Buchner ihr geliehen hatte, fester um die Schultern und verspürte ein leises Schauern dabei, weil es ihr schien, als ströme das dicke Tuch noch die Wärme der Glieder seines Besitzers aus. Leise, schlüchtern Sonnenstrahlen brachen durch der Bäume dichtes Laub und zauberten auf Wege und Rasen zitternde Schatten.

Die Weiden erstarrten in kalte Leitern, und die Strahlen der untergehenden Sonne übergoßen ihren düstigen Saum mit leuchtenden Glühen. Lisbetha fühlte, wie der Arm des Mannes ihren Arm fest an sich preßte, so daß sie sich unwillkürlich zu ihm hinneigen mußte, und sie dachte: „So schön wie der Glanz der vergehenden Sonne ist auch das Glück, das mir nun nach trüben Tagen zuteil werden wird. Auch mein Glück wird sich spiegeln in tausend leuchtenden Farbenreflexen, und nach einem Leben voller Mühe und Sorgen winkt mir ein rosenvergoldeter Lebensabend.“

„Wie wollen ein Stückchen am Strande hinwandern!“ hörte sie Buchner sagen.

Mit keinem Laut, mit keiner Miene gab Lisbetha Einverständnis oder Abwehr kund. Es war ja so selbstverständlich, daß sie ihm folgte, wohin er den Schritt lenkte, und sie wäre weiter und weiter mit ihm gewandert, ohne zu fragen, bis nach Heeringedorf und Bamsin, wenn er gewollt hätte. Und wenn es sein mußte, durch alle Ewigkeiten hindurch.

Ganz so weit ging es heute freilich nicht, aber doch weit genug: sie sahen schon die ersten Villen von Ahlbeck am Waldsaum austauschen, als er stehen blieb und die Uhr zog.

„Halb sechs!“ sagte er überlegend. „Ach denke, wir kehren um, und machen dann im Restaurant Seebücke Abendrast. Dort spielt ja heute die Kapelle der „Hohenzollern“, die man sich anhören. Das Schiff ist heute erst angekommen, und morgen wird der Kaiser erwartet — wissen Sie das?“

Sie schüttelte den Kopf. Niemand hatte ihr davon gesprochen; ihre Bekannten waren ja abgereist, und im Hotel hatte sie keinen Anschluß. Sie war nun doppelt erfreut und dankbar, daß Buchner sich ihrer annahm. Sie würden morgen zum Hafen gehen, um ihren Kaiser zu begrüßen, oder besser noch auf die Molen, denn dort konnte man der Einfahrt beiwohnen.

„Ich freue mich auch darauf!“ sagte Buchner. „Wissen Sie, Fräulein Wendelin, bei solchen Gelegenheiten merkt man erst, wie erhehend der rechte Patriotismus ist. Wenn dann die Salutsschüsse von der Festung übers Meer schallen dem Kaiser zum Willkommengruß, dann ist's einem, als wären es die Schläge des eigenen Herzens.“

Lisbethas Antlitz verklärte sich. Wie schön er das sagte, und wie gut seine Gedanken waren! Ach, er hatte ihr ja schon immer gefallen, wenn er so hinter dem Vaventisch stand und für alle Kunden ein freundliches Wort hatte und ein „Bitte sehr“ und „Danke sehr“; die Kinder besamen allsonnabendlich etwas „zu“, und wenn er so eine kleine Extrablüte über den Vaventisch reichte, dann nickte und lachte er, als hätte er selbst was geschenkt bekommen. Nie aber wäre ihr der Gedanke gekommen, der jetzt schon zum zweiten Male durch ihre Seele blühte, das es ein Glück sei, diesem Mann anzugehören für's ganze Leben.

Ja, wenn er wollte, wenn er sie fragte, sie würde ein „Ja“ jubeln so laut und so selig, daß es noch die Salutsschüsse übertönen sollte.

„Nun?“ fragte da auf einmal seine leise, dunkle Stimme. „So still? Müde?“

„Ach nein“, gab sie ebenso leise zurück.

Aber er hob dennoch den Arm und legte ihn um ihre Schultern, als ob er sie stützen wollte. Unter seiner Berührung ward ihr plötzlich ganz traumverloren zumute, ein süßes, wohliges Empfinden stieg ihr zum Herzen und beschleunigte seinen sonst so gleichmäßigen Schlag. Ihre Gestalt begann zu zittern, ihre Kniee bebten, und in selbigem Selbstvergessen neigte sie sich zu ihm hin und hob den Blick.

Da sah sie, wie er mit der Hand schweigend nach Westen deutete. Gebannt blieb sie stehen. Ein selten schönes Naturschauspiel bot sich ihnen.

Das Meer lag glatt und schweigend da, als habe es sich endlich satt getobt und ruhe nun aus von dem wilden Aufbruch der vergangenen Stunden in schwerer, bleibender Müdigkeit. Drüben aber, wo die Sonne hinter den Wolken ver-

Lisbetha erstarrte und hielt sie fester in das Knie ein. „Wir wollen gehen!“ bat sie, und in ihrer Stimme lag das ganze bangende Fragen ihres Herzens. „Wir wollen eilen, damit wir bald unter Menschen kommen!“

Er schloß den Arm noch fester um sie und sah lächelnd zu ihr hinab. „Warum verlangen Sie denn Menschen? Bin ich denn keiner? Oder fürchten Sie sich vor mir?“

Wieder kam das seltsame, wohlige Empfinden über sie, wieder empfand sie die seligen Schauer hinneigender Schwäche.

Er wußte sich ihr Schweigen nicht recht zu deuten. Besorgt beugte er sich, um ihr ins Gesicht zu sehen. Und da sah er in Augen, die tränensüchtig waren, sah Lippen, die zitterten und glühten und ihm entgegenstrebten.

Die hatte es gepackt. Die war ja verliebt, rein vernarrt in ihn! Ob er heute schon sprach? Man muß das Eisen schmieden, wenn's warm ist! Er konnte Geld brauchen und eine Frau auch.

Da schlug lautes Plaudern und Lachen an das Ohr der beiden. Eine kleine Gesellschaft von Strandwanderern kam ihnen entgegen.

Erschreckt fuhren sie auseinander und sahen sich um. Vor ihnen glänzten die ersten Lichter von Swinemünde.

Als sie den Saal des Restaurants Seebücke betraten, waren alle Tische bereits besetzt. Nur einem Zufall hatten sie es zu verdanken, daß sie schließlich einen Platz fanden. An einem der Fensterische wurden eben zwei Stühle leer, und Buchners Falkenaugen hatten sofort die Gelegenheit erspäht, so daß er eilig auf den Tisch lossteuerte.

Und während droben auf dem Podium die Schiffskapelle den Doppeladlermarsch spielte, aßen sie Kalbskoteletten mit Spargel und tranken weißen Burgunder dazu; und draußen rauschte die See um die Pflanzen und sang ihre ewige, uralte Weise, ihr Wiegenlied, mit dem sie sich selbst in Schlaf summt.

Mit verklärten Augen, mit glühenden Wangen und lachenden Lippen schaute Lisbetha sich um. Ihr war's, als halte sie den Reich der Lebensfreude in Händen, als tränke sie daraus in langen, schmachtenden Zügen. Das also war das Leben, das war das Glück! Und so würde es sein, immer und immer. Eine Kette von frohen Tagen, ein seliges Umsichschauen, ein wonniges Genießen, ein Trank, der ihr unversiegbar entgegensprudeln würde — täglich, stündlich, von dem sie trinken konnte, trinken, trinken —

Sie sah wirklich hübsch aus in der weißen Spitzenbluse, die, Hals und Arme nur leicht verhüllend, in der Taille mit einem goldglänzenden Gürtel abschloß. Der lichtgraue Jackettrock ließ hellbraunes, tadelloses Schuhschwarz sehen, die lockige Frisur bedeckte ein schlichter, feingenähter Matrosenhut. So wie sie heute aussah, konnte man sie gut und gern auf zehn Jahre jünger schätzen. Manches Auge hasete auf ihrer zierlichen Erscheinung mit sichtbarem Interesse, und Lisbetha genoß zum ersten Male wieder seit ihrer ersten Mädchenzeit das berauschte Behagen, das ein Weib empfindet.

Es war schon fast Mitternacht, als sie sich zum Heimweg rüsteten. Warmer, weicher Dunst lag über dem Raume, schwirrendes Lachen und Plaudern füllte den Saal. Man applaudierte dem letztgespielten Walzer mit lebhaften Rufen. Aber Lisbetha wollte nicht mehr bleiben; sie war es gewesen, die zuerst zum Ausbruch gedrängt hatte. Sie wußte selbst nicht, woher es kam: aber plötzlich waren ihr die Tänze sad erschienen, die Musik blechern, der Wein schmeckte sauer und herb. Sie erstaunte darüber. Kann denn Freude, kann Genuß ermüden? Sie hätte es nie für möglich gehalten.

Schweigend schritten sie durch die stillen Straßen, schweigend betraten sie die kirschebestreuten Waldwege; ringsum und über ihnen strömte das lichte Grün der Däfler Träume aus.

„Bitte, welches Zimmer hat Herr Heinrich Buchner aus Berlin?“

Der Oberkellner sah die Fragerin prüfend an. Eine schlanke Gestalt von Mittelgröße, mit dunklen, beweglichen Augen in dem brünetten, nicht mehr ganz jungen Gesicht. Braunes braunschwarzes Haar bauschte sich um Stirn und Schläfen, über den Lippen lag ein ganz feiner schattenhafter Glaum. Von der Kleidung war nicht viel zu sehen, denn ein hellbeidener Kimonomanuel hüllte die Gestalt ganz ein. Sie trug eine braune Reisemütze. Zwirnhandschuhe von gutem Schnitt und sehr gut sitzende, hohe Stiefel.

„Wünschen Sie Herrn Buchner zu sprechen?“ fragte der Oberkellner mit gelassener Höflichkeit.

„Ja, aber gleich sogar!“ antwortete sie ungeduldig.

Der Oberkellner rief einen Kollegen herbei. „Ist Herr Buchner auf seinem Zimmer?“ raunte er diesem zu.

„Nein“, erwiderte der andere ebenso leise. „Jetzt nicht mehr. Die Herrschaften sind ausgegangen.“

Die fremde Dame hatte mit aufmerksamen Ohren hingehorcht. Jetzt trat sie hastig näher. „Herrschaften? Von wem sprechen Sie denn? Herr Buchner ist doch allein hier?“

Die Kellner sahen sich wieder an und konnten sich eines keifen Rächels nicht erwehren. „Herr Buchner ist allein hier — gewiß. Aber es sind vor einer Stunde mehrere unserer Gäste noch zum Strande hinuntergegangen, da das Wetter sich aufklärte.“

„So. Und mit wem ist Herr Buchner gegangen?“

Der Oberkellner zögerte einen Augenblick. Aber dann, nach einigem Besinnen, antwortete er abweisend: „Das kann ich nicht sagen.“

„Schön. Also wird's eine Dame gewesen sein. Nun ich werde sehen, ihn dort aussindig zu machen. Anderenfalls komme ich zurück. Ist ein Zimmer hier frei — ja? Na, dann ist's ja schön. Ich nehme es auf jeden Fall. — Nein, sehen wir's jetzt nicht. Das hat Zeit, bis ich wiederkomme. Also an den Strand? — Ja, ja, ich weiß den Weg, war schon öfter hier. Lassen Sie meine Sachen von der Bahn holen inzwischen. — Halt, noch eins. Kommt das Kaiserschiff heute? Ja? — Na, da werde ich die Herrschaften“ — sie sprach es mit boshafter Betonung — „ja leicht finden. Sollte Herr Buchner aber inzwischen wiederkommen, dann, bitte — hier ist meine Karte.“

Sie reichte dem Kellner das schmale Kartonblättchen hin. „Walda Woitschakli“ stand darauf in großen gotischen Lettern.

„Ich bin nämlich die Hausdame, die Repräsentantin des Herrn Buchner“, setzte die Fremde noch ergänzend hinzu. „Er erwartet mich schon seit einigen Tagen.“

Mit leisem Kopfnicken rauchte sie an den Kellnern vorbei.

Die sahen sich an und lachten. „Na!“ sagte der eine, und in diesem „Na!“ lag klar zum Ausdruck, wie er sich das Zusammentreffen der Fremden mit Buchner dachte.

Der andere nicht schweigend und pfiff vor sich hin, während er die Gartentischdecken zurechtstob und die Stühle ordnete. Beide freuten sich im geheimen auf die Ereignisse kommenden Stunden.

Am Strand drängte sich eine aufgeregte Menschenmenge zu dichten Knäueln zusammen. Man hatte in der Ferne die Kaiserslotte in stolzer Pracht vorübergleiten sehen; voran, einem Schwanenkönig gleich, die weißleuchtende „Kaiserin Augusta“, den herrlichen Dampfer, den der Norddeutsche Lloyd dem Deutschen Kaiser für seine Nordlandreise zur Verfügung gestellt hatte. Ihm war die zierliche „Iduna“ gefolgt, und noch eine Anzahl kleinerer Schiffe, Boote und Torpedos. Und auf den Festungswällen richtete man die Kanonen zum drohenden Kaisersalut für den Augenblick, da das Kaiserschiff die Molen passieren werde.

labten. Sie sah überaus lieblich und selbst aus, das junge Glück hatte einen verklärten Schimmer über ihre weichen Züge gebreitet, und das weiße Koppelkleid, das sie heute trug, umfloss ihre Gestalt wie eine leichte Wolke.

Buchner sah selbstzufrieden vor sich hin, und nur von Zeit zu Zeit entfuhr ihm ein ärgerlicher Seufzer, wenn die sengenden Sonnenstrahlen die Feuchtigkeit auf seiner Stirn zu Tropfen verdichteten und er den Panama lüften mußte, um den Schweiß zu trocknen.

Walda Woitschakli hatte sie mit scharfen Augen bereits erspäht, und ein höhnisches Lachen war um ihre Lippen geirrt. Nun stand sie und entwarf ihren Feldzugsplan, überlegte, welche Taktik sie anwenden müsse, um des Erfolges sicher zu sein. Denn sie wollte der Nebenbuhlerin den selbst begehrten Mann durchaus nicht lassen, und sie griff nach jedem Mittel, das sich nur fand hierfür, griff danach mit beiden Händen. Oh, wenn sie die andere doch niederschlagen könnte oder zerrausen, daß die goldenen Haare zwischen ihren Fingern zurückblieben!

Aber jetzt konnte sie gar nichts tun — gar nichts. Nein, mit Haß konnte sie nichts ausdrücken, aber vielleicht mit Freundlichkeit, mit geheuchelter Freundschaft.

Bum, bum, bum — dröhnten die Kanonenschüsse. Stolz und majestätisch, wie eine vom Himmel herabgestatterte Wolke, glitt das weißleuchtende Kaiserschiff zwischen den Steinwänden der Molen hin. Die Badegäste jubelten, Lisbetha schwenkte ihr Taschentuch, und Buchner den Panama. Die Kinder sangen mit heller Stimme ihr „Heil dir im Siegerkranz“ — und auf der Kommandobrücke sah man die hohe Gestalt des Monarchen, die sich in deutlichen Umrissen gegen den wolkenlosen Himmel abzeichnete.

Der größte Teil der Zuschauer wanderte dann mit den einfahrenden Schiffen dem Hafen zu. Dort sollte die Flotte vor Anker gehen, man hoffte, daß der Kaiser sich dann dauernd auf Deck aufhalten werde, so daß man Ruhe haben würde, sich nochmals durch genauen Augenschein von dem warmen Bronzeton seiner Züge zu überzeugen, von seiner Elastizität, seiner Frische, der ganzen gewinnenden Leutseligkeit seines Wesens.

So war es um Lisbetha und Buchner herum bald leer geworden und still; und während alles nach dem Hafen lief, blieben sie am Strande stehen und schauten auf das glasklare, glitzernde Wasser, still, unbeweglich. Niemand war mehr zu sehen als sie und die schlanke Gestalt im weiten Reisemantel.

Als sie sich endlich zum Gehen wandten, sahen sie Walda Woitschakli auf sich zukommen. Lisbetha erkannte sie gar nicht sogleich. Sie hatte die Frau überhaupt nur flüchtig gesehen und kaum gesprochen in Berlin; nur undeutlich entsann sie sich ihrer, und ihre Begrüßung fiel deshalb etwas steif und kühl aus.

Desto herzlicher und freundschaftlicher gebärdete sich aber Walda Woitschakli, je mehr in Buchner das stauende Zürnen über ihr Hiersein wuchs. Daß sie überhaupt hier war, schien ihm mehr als ein Spiel des Zufalls; er hatte zwar seinem Verkäufer seine Adresse hinterlassen, er hatte auch Walda für die Zeit seiner Reise beurlaubt, aber daß sie ihm nachgereist war, ärgerte ihn. Warum eigentlich? Zu anderer Zeit wäre er vielleicht erfreut gewesen, sie hier zu treffen, und hätte sich nichts dabei gedacht, mit ihr auszugehen und zusammen zu speisen; heute wurde ihm unbehaglich bei dem Gedanken. Und die Rotesröte stieg ihm in die Stirn, als er sah, wie sich Walda bei Lisbetha eingehängte und lebhaft, wie in freudiger Erregung, auf sie einsprach.

„Nein, es ist doch zu nett, daß wir uns hier getroffen haben! So drei aus einer Straße, ganz dicht beisammen, das mutet an wie ein captes Glück Heimate! Na, ja! Wenn man darauf angewiesen ist, immer so allein zu reisen, ist's

